

»Wenn man darüber nachdenkt – da läuft es einem kalt über den Rücken«

Peter Kalb betreute die Zeugen im Frankfurter Auschwitz-Prozess. 60 Jahre später blickt er zurück: Welchen Moment konnte er nie vergessen? Und wollten die Opfer keine Rache?

Von Moritz Aisslinger und Stephan Lebert, DIE ZEIT, 08.05.2024

DIE ZEIT: Woran erinnern Sie sich als Erstes, wenn Sie an die Zeugen von Auschwitz denken?

Peter Kalb: An eine Szene im Gerichtsgebäude in Frankfurt. Ich will mit dem Zeugen Stachek Kamiński auf die Zuschauertribüne im ersten Stock. Wir steigen in den Aufzug. Die Tür ist schon am Zugehen, als plötzlich eine Hand die Tür aufhält. Eine Dame und eine jüngere Frau steigen dazu. Ich merke, wie beim Stachek augenblicklich etwas passiert. Er wird ganz blass und beginnt zu zittern. Der Aufzug fährt hoch, wir steigen aus, die Frauen gehen weg. Ich frage: »Stachek, was ist denn los?« Er fragt: »Weißt du, wer das war?« Wusste ich natürlich nicht. »Das war Hedwig Höß mit ihrer Tochter, die Frau von Rudolf Höß, dem Lagerkommandanten von Auschwitz.«

ZEIT: Woher kannte er sie?

Kalb: Stachek war als 16-Jähriger nach Auschwitz deportiert worden. Um zu überleben, hatte er bei der Ankunft angegeben, Schreibmaschinenmechaniker zu sein. Stimmt zwar nicht, aber so ist er bei der Selektion nicht auf die Seite derer gekommen, die ins Gas gingen. Einmal wurde er mit ein paar anderen Häftlingen zu Reparaturen in die Höß-Villa geschickt, die gleich neben dem Lager stand. Hedwig Höß erteilte ihnen dort ihren Arbeitsauftrag für den Tag. »Und wenn ihr nicht pariert«, habe sie zu ihnen gesagt und durchs Fenster nach draußen aufs Lager gezeigt, »dann geht



ihr da durch den Kamin.« Die Höß war auf freiem Fuß, sie wurde auch später nie belangt. Sie musste im Prozess aussagen. Aber das Einzige, was sie sagte, war: Ich kann mich nicht erinnern.

Ein Frühlingstag 2024 in der Nähe von Frankfurt. Ein Mann, 81 Jahre alt, sitzt in seinem Wohnzimmer, er hat kurze Haare und eine Brille, er redet in hessischem Dialekt. Vor ihm auf dem Tisch: Briefe, Fotos, Bücher, Ordner. Gesammelt 60 Jahre lang. Damals, im Dezember 1963, begann in Frankfurt der erste Auschwitz-Prozess. 20 Männer saßen auf der Anklagebank, der Zahnarzt von Auschwitz, der Apotheker, Wachpersonal, der Adjutant des Kommandanten Höß (Höß selbst war bereits 1947 in Auschwitz von einem polnischen Gericht zum Tod am Galgen verurteilt und gehängt worden). All die Männer auf der Frankfurter Anklagebank hatten im Konzentrationslager Dienst getan, selektiert, gefoltert, gemordet. 20 Monate wurde verhandelt. Es war einer der größten Strafprozesse der Bundesrepublik. Im Mittelpunkt: die Zeugen. 359 Personen wurden angehört, die meisten ehemalige Häftlinge. Beim Prozess sollten sie erstmals vor der Welt aussagen, was sie erlitten hatten.

Der alte Mann im Wohnzimmer, Peter Kalb, kümmerte sich um die Zeugen. Er war in jener Zeit Student am Institut für Sozialforschung, er studierte bei Theodor W. Adorno und Max Horkheimer, er hörte Vorlesungen des jungen Jürgen Habermas, er ging mit seinen Kommilitonen trinken und philosophierte. Bevor er zum Zeugenbetreuer des Prozesses wurde, wusste er nicht, was das ist: Auschwitz.

Kalb: Die wenigsten in meinem Alter wussten das. In der Schule hatte uns der Lehrer einmal auf Karten die Einrichtungen der Nazis gezeigt, also wo die Konzentrationslager gewesen waren, die Nebenlager. Die Karte war übersät mit schwarzen Kreuzchen, Punkten und weiß der Kuckuck was. Aber was da passiert ist, wurde nie thematisiert.

ZEIT: Wie kam es, dass Sie die Zeugen des Auschwitz-Prozesses betreuten?

Kalb: Mein Vater arbeitete ehrenamtlich im Landesvorstand des Roten Kreuzes in Frankfurt. Es gab damals eine Gruppe Frauen aus dem Frankfurter Bürgertum um Emmi Bonhoeffer, die Witwe von Klaus Bonhoeffer, der ja wegen des Attentats auf Hitler am 20. Juli 44 hingerichtet worden war. Auch ihr Bruder Dietrich war von ihnen ermordet



worden. Als der Prozess begann, erzählte eine der Frauen meinem Vater, dass sie und die anderen Frauen sich ehrenamtlich um die Zeugen kümmern wollen. Die wären sonst ganz allein in dieser fremden Stadt herumgeirrt. Sie fragte meinen Vater, ob nicht sein Sohn, also ich, sie unterstützen könnte. Zu Hause erzählte er mir davon und fragte, ob ich nicht mal zu den Damen zum Teetrinken fahren und mir ihr Anliegen anhören wolle. Ich bin da ganz naiv hingetrabt, ich hatte ja keine Vorstellung. Es sollte mein ganzes Leben verändern.

Es hatte lange gedauert bis zum Prozess. Die Deutschen berauschten sich in jenen Jahren an steigenden Löhnen, voll en Regalen, neuen Straßen. Den wenigsten stand der Sinn danach, zurückzublicken, sich auseinanderzusetzen mit Schuld und Grauen. Amnestien wurden gefordert, Schlussstriche sollten gezogen werden. In dieser gesellschaftlichen Stimmung sah sich Mitte der Fünfzigerjahre ein ehemaliger SS-Oberführer bemüßigt, auf seine Wiedereinstellung in den Staatsdienst zu klagen. Er war zwar nie für das, was er im Krieg getan hatte, bestraft worden. Allerdings hatte man ihm aufgrund seiner Nazi-Vergangenheit untersagt, im öffentlichen Dienst zu arbeiten. Das fand er ungerecht. Er zog vor Gericht. Bei der Verhandlung stellte sich heraus, dass der Mann einst Kommandeur einer SS-Gruppe gewesen war, die mehr als 5.500 jüdische Kinder, Frauen und Männern exekutiert hatte. Die Unverfrorenheit des Mannes zog die Aufmerksamkeit der internationalen Presse auf sich. Es wurde berichtet, es wurde gefragt: Was ist da eigentlich in Deutschland los? Besorgt um das Ansehen des Landes in der Welt, gründete die deutsche Justiz eine Stelle »zur Aufklärung von nationalsozialistischen Verbrechen«. In Hessen übernahm Generalstaatsanwalt Fritz Bauer die Ermittlungen. Einer seiner wichtigsten Informanten sollte der einstige Auschwitz-Häftling Hermann Langbein werden.

Kalb: Der Langbein kam als Zeuge aus Wien angereist. Ich traf ihn beim Prozess. Ein sehr interessanter Mann. Langbein war in Österreich Kommunist gewesen, in den Dreißigerjahren hatte er im Spanischen Bürgerkrieg gegen Franco gekämpft. Er wurde gefasst und an die Nazis ausgeliefert, die ihn ins KZ Dachau steckten. Von dort kam er nach Auschwitz, wo er als Schreiber in den Häftlingskrankenbau geschickt wurde. So konnte er Statistiken anfertigen über Personen, die ermordet wurden. Er war einer der ersten Zeugen, die im Prozess aussagten.



Aussage von Hermann Langbein, 6. 3. 1964, 24. Verhandlungstag: *»Ich kam nach Auschwitz und wurde dort in die Nachtschicht der Schreibstube eingeteilt. Dort wurden in der Tagschicht auch und in der Nachtschicht an sieben Schreibmaschinen nichts anderes als Totenmeldungen geschrieben. Für jeden Toten musste man drei Formulare ausfüllen damals (...). Das hat ungefähr so ausgesehen: Ein Schreiber, der der Verantwortliche der Nachtschicht war – ein junger Pole, ein Lehrer, den ich dann später in Neuengamme wiedergesehen habe –, hat mir die Karteikarten gegeben – auf den Karteikarten sind die Personalien gestanden, die Daten, Haftart und so weiter – und hat mir Tag und Stunde gegeben. Und zwar wurde es so eingeteilt, dass möglichst nicht zwei zur selben Minute sterben. Es wurde also in Abständen von einigen Minuten die Zeit eingeteilt, in der Schreibstube eingeteilt, selbstverständlich. Ich selbst beziehungsweise auch die anderen Schreiber selbst hatten die Diagnose einzusetzen nach Belieben. Und zwar hatten wir nur die eine Vorschrift: Es durften möglichst keine Infektionskrankheiten als Todesursache angegeben werden, weil dann Schwierigkeiten eingetreten wären mit diesen Gesundheitsbehörden, und es musste also irgendwie dem Alter entsprechen; ein 20-Jähriger sollte nicht an Herzmuskelschwäche sterben. Das war also unser Auftrag.«*

Das Weltdokumentenerbe der Vereinten Nationen sammelt die bedeutsamsten Dokumente der Welt. Insgesamt sind es 496 Dokumente. Das Ziel: die »Bewahrung des dokumentarischen Erbes der Menschheit«. Die Gutenberg-Bibel gehört dazu, die handgeschriebenen Notizen des russischen Schriftstellers Fjodor Dostojewski, die erste Aufzeichnung einer menschlichen Stimme mittels eines Phonautographen. Und die Zeugenaussagen des Auschwitz-Prozesses.

Kalb: Ohne den Langbein wäre das wahrscheinlich nie möglich geworden. Viele der Zeugen wollten erst gar nicht kommen. Sie waren oft seit 20 Jahren nicht mehr im Land der Täter gewesen, sie hatten Angst zurückzukehren. Der Langbein appellierte an ihr Gewissen und sagte: Ihr habt eine Verpflichtung gegenüber euren Kameraden, die tot sind. Ihr dürft euch jetzt nicht davor drücken.

ZEIT: Worin bestand Ihre Aufgabe als Zeugenbetreuer?



Kalb: Meine erste Aufgabe war es, die Menschen in Empfang zu nehmen. Die Leute kamen entweder mit dem Flugzeug oder mit dem Zug angereist. Am Hauptbahnhof in Frankfurt gab es eine Sammelstelle des Roten Kreuzes. Da war immer der Treffpunkt, wenn sie mit der Bahn ankamen. Allerdings war das keine so gute Idee. Denn deren Symbol, das rote Kreuz auf weißem Hintergrund, hatte für die Überlebenden eine abschreckende Wirkung. In Auschwitz war das Zyklon B in Sanitätswagen zu den Krematorien gefahren, und auf den Sanitätswagen prangte dasselbe Symbol, ein rotes Kreuz auf weißem Grund. Da hatte niemand dran gedacht.

ZEIT: Wie erlebten Sie die Menschen, wenn sie zum ersten Mal nach so langer Zeit wieder deutschen Boden betraten?

Kalb: Ich erinnere mich an eine Zeugin, die Sarah Nebel aus Jerusalem. Sie flog her, ich sollte sie am Frankfurter Flughafen abholen. Ich also mit meiner gelben Ente hingedüst. In der Empfangshalle wartete ich auf sie, doch sie kam nicht. Ich ließ sie ausrufen. Irgendwann fanden wir uns schließlich. Auf der Fahrt in die Innenstadt redete sie kein Wort. Später erzählte sie mir, dass sie ihre Verwandten in Israel gewarnt hätten: Geh nicht nach Deutschland zurück! Vielleicht ist das ein Trick, und die SS holt dich am Flughafen ab. Indem ich sie ausrufen ließ, hörte sie diese deutsche Stimme, die ihren Namen rief, und war vollends verschreckt. Am Ende trafen wir uns zum Glück am Infoschalter. Warten Sie mal!

Peter Kalb holt aus dem Nebenzimmer sein Gästebuch und schlägt es auf. Auf einer Seite steht in feiner, geschwungener Schrift: »Für Ihre liebe Aufmerksamkeit *finde ich keine Worte, daher nur soviel: Ich danke Ihnen und werde Sie bei uns mit herzlichster und aufrichtigster Freude empfangen. Sarah Nebel, 29. 9. 1964*«

ZEIT: Wer war Sarah Nebel?

Kalb: Sie stammte aus einem Gebiet in Rumänien, wo Deutsche angesiedelt waren. In den Dreißigerjahren war sie nach Bukarest gezogen und wohnte dort zufällig im selben Haus wie der Apotheker Victor Capesius, der als SS-Führer in Auschwitz die Lagerapotheke leitete und an der Rampe selektierte. Als sie ankam, war er auch dort. Die Familie von Sarah Nebel kam direkt in die Gaskammer, sie überlebte. Beim Prozess saß Capesius dann auf der Anklagebank, und Sarah Nebel sagte gegen ihn aus.



Aussage Sarah Nebel, 2. 6. 1964, 96. Verhandlungstag: »44, Anfang Mai, wurden wir aus den Wohnungen geholt (...). Am 31. Mai wurden wir einwaggoniert in Viehwaggons, und man führte uns – drei Tage sind wir gefahren – bis Auschwitz. Am 3. Juni, Sonnabend, in der Nacht, sind wir in Auschwitz angelangt (...) Da wurden die Waggons geöffnet, wir wurden herausgeschleppt. Die Frauen wurden auf einer Seite, die Männer auf der anderen Seite in Fünferreihen aufgestellt (...). Da stand ein Offizier, ich erkannte ihn sofort, das war Doktor Capesius (...). Ich habe gesehen, er hat mich nicht erkannt, er war überhaupt nicht überrascht. Ich wollte aber dann zurück. Ich sagte einer Freundin: »Ich muss zurück, ich muss mit ihm sprechen. Ich will ihn bitten, er soll mich zu meiner Familie zurücklassen.« Ich dachte, ein Bekannter, er wird mich doch zurücklassen, er wird mir helfen. Und da wollte ich zurück. Da stand vor mir ein deutscher Soldat mit Gewehr, ich sprach ihn an: »Sagen Sie bitte, ist das nicht der Doktor Capesius?« Der Soldat machte große Augen und sagte: »Doch, das ist der Apotheker Doktor Capesius. Aber woher kennen Sie ihn?« Ich sagte ihm: »Ich kenne ihn noch aus Rumänien.« Aber dann konnte ich nicht mehr zurück, denn es kamen viele Frauen. Wir wurden nach vorne geschickt in das Bad, wo wir uns auskleiden mussten. Die Haare wurden uns geschnitten. Wir bekamen dort andere Sachen. Dann führte man uns in eine Baracke, sehr viele Frauen, wo wir keinen Platz hatten, weder zum Sitzen noch zum Liegen. Da waren wir drei Tage und drei Nächte.«

Kalb: Ihre Aussage war sehr wichtig, denn Capesius behauptete vor Gericht, er habe an der Rampe nie selektiert. Sarah Nebel bezeugte, dass er es gemacht hatte.

ZEIT: Die Zeugen saßen im Gerichtssaal nur vier oder fünf Meter von den Angeklagten entfernt. Wie war es für Sarah Nebel, diesen Mann vor Gericht wiederzutreffen?

Kalb: Im Prozess erzählte sie, wie sie noch im Sommer 1939 ihren Nachbarn Capesius und dessen Gattin in einem Bukarester Park getroffen hatte und sie zu dritt ein Bier trinken gegangen waren. Und ein paar Jahre später stand er da an der Rampe. Zwei Brüder von ihr, eine Schwester und die Kinder wurden an diesem Tage ins Gas geschickt. Sie sagte zu mir: Ich hatte mit dem Herrn Capesius doch gerade erst zusammen Bier getrunken. Sie konnte das auch 20 Jahre danach nicht fassen.



ZEIT: Wie haben Sie die Tage rund um die Aussage mit den Zeugen verbracht?

Kalb: Wir sind oft zusammen wandern gegangen, obwohl ich das überhaupt nicht mag, wandern. Ich weiß nicht, wie oft ich in dieser Zeit den Taunus hochgekraxelt bin. Unter den Zeugen hatte sich auch herumgesprochen, dass Rüdesheim im Rheingau einen Besuch wert ist, ein Städtchen direkt am Rhein. Da bin ich mit ihnen in die berühmte Drosselgasse gefahren. Manchmal lud Emmi Bonhoeffer in ihren Garten zum Teetrinken. Dann saßen da zehn, zwölf Zeugen auf einmal und plauderten. Es war wie ein kleines Familienfest.

ZEIT: Redeten sie da über das Lager?

Kalb: Gar nicht. Es war ganz locker, es wurde gelacht. Niemand hat geheult. Ich glaube, diese Normalität und die Tatsache, dass es eben nicht nur um schwere Themen ging, hat den Leuten sehr geholfen.

ZEIT: Was half ihnen noch?

Kalb: Während der Prozess lief, fand in der Frankfurter Paulskirche die berühmte Auschwitz-Ausstellung statt. Da wurden erstmals in Deutschland Fotos aus dem KZ öffentlich gezeigt. Die Verteidiger der Angeklagten wollten erreichen, dass sich die Zeugen verpflichten, die Ausstellung nicht zu besuchen, weil sie das für eine Beeinflussung des Prozesses hielten. Ich bin mit dem Zeugen Stachek Kamiński, mit dem ich die Höß im Aufzug getroffen hatte, da hingegangen, er wollte sie sehen. Die Ausstellung war in der unteren Ebene der Kirche. Der Raum war dunkel, nur die Bilder waren beleuchtet. Die guten Frankfurter Bürger schlurften voller Ergriffenheit an den Bildern vorbei, alles war ganz still. Auf einmal guckt der Stachek auf ein Foto und fängt laut an zu lachen. Alle drehen sich zu uns um. Oberpeinlich!

ZEIT: Warum lachte er?

Kalb: Auf dem Bild waren zwei Kameraden von ihm, die er noch aus Polen kannte. Und jetzt sah er sie hier in Frankfurt wieder. Das fand er irgendwie witzig. Ich fand es interessant. Deshalb bot ich dem Adorno an, im Seminar ein Referat zum Thema Lachen in solch bedrückenden Situationen zu machen. Das fand der Adorno auch interessant. Ich habe in dem Referat die Situation mit dem Stachek beschrieben und dass so ein Lachen möglicherweise etwas Befreiendes haben kann. Was mich heute



noch maßlos ärgert: Der Adorno schrieb unter die Arbeit mit seiner feinen, kleinen Schrift: »2 minus«. (*lacht*)

ZEIT: Waren Ihre Kommilitonen am Prozess interessiert?

Kalb: Wenn die mich abends beim Bier in der Kneipe fragten, was ich so mache, und ich sagte, dass ich den Auschwitz-Prozess verfolge, war die Reaktion meist: Ah, okay. Nichts weiter. Das Interesse hielt sich in Grenzen.

ZEIT: Glauben Sie, Stachek Kamiński hatte Auschwitz nicht nur physisch überlebt, sondern auch psychisch?

Kalb: Nein, das glaube ich nicht.

Aussage Stanisław »Stachek« Kamiński, 26. 11. 1964, 115.

Verhandlungstag: *»Die erste Zeit, nachdem ich ins Lager kam, da waren wir einige Wochen in der Quarantäne. Und während dieser Zeit mussten wir ja Schnee von den Lagerstraßen räumen. Das musste alles sehr schnell geschehen. Und die SS-Männer, die dabei waren, haben uns fürchterlich geschlagen und misshandelt.«*

Staatsanwalt: *»Haben Sie auch einmal erlebt, dass die Baugrube dort unter Wasser gestanden hat, dass sich Wasser in der Baugrube befunden hat?«*

Kamiński: *»Ja, es gab dort sehr viel Wasser in der Baugrube. Und dort wurden sogar einige Häftlinge ertränkt.«*

Staatsanwalt: *»Haben Sie das selbst gesehen?«*

Kamiński: *»Ich habe gesehen, wie sie bereits rausgeholt wurden aus dem Wasser – also als sie nicht mehr lebten – und in die Leichenhalle gebracht wurden. Sie waren richtig erstickt in dem Schlamm.«*

Staatsanwalt: *»Und noch eine letzte Frage: Waren derartige Vorfälle wie das willkürliche Ertränken von Häftlingen oder das Totschlagen, das Erschießen von Häftlingen bei der Strafkompagnie eine Ausnahmeerscheinung, oder kamen derartige Übergriffe häufig vor?«*

Kamiński: *»Das geschah sehr häufig. Man kann es so ausdrücken: Das war unser täglich Brot.«*

ZEIT: Wie viele Male verfolgten Sie den Prozess?

Kalb: Nachdem ich Zeugenbetreuer wurde, war ich bei fast jedem Verhandlungstag dabei. Ich versuchte, immer an derselben Stelle zu sitzen: oben auf der Zuschauertribüne, ganz links.

ZEIT: Gab es ein großes öffentliches Interesse an dem Prozess?

Kalb: Sagen wir es so: Es sind oft viele Plätze leer geblieben.

Der Literaturkritiker und Holocaust-Überlebende Marcel Reich-Ranicki schrieb während des Prozesses, im Mai 1964, in der ZEIT, dass sich bislang »kein einziger prominenter deutscher Schriftsteller auch nur mit einem Wort geäußert hat« zum Prozess, und er zitiert in dem Artikel einen Gerichtsreporter: »Hitler – den gibt es auch noch in uns. Er herrscht noch im Dunkeln, im Untergrund; irgendwie hat er uns allen einen Sprung beigebracht. Die einen hasten dem Geld nach, und die anderen gehen zum Auschwitz-Prozeß, die einen decken zu, die anderen decken auf – das sind zwei Seiten derselben deutschen Medaille. Dieser Hitler, denke ich, der bleibt uns lebenslänglich – bis zum Tode.«

ZEIT: Von der Zuschauertribüne hatten Sie einen guten Blick auf die Angeklagten. Wie erlebten Sie sie?

Kalb: Sie führten sich teilweise unmöglich auf und wurden darin auch bestätigt. Das fing schon damit an, wie sie zum Gerichtsgebäude kamen. Wenn sie über eine Treppe durch den Nebeneingang in das Gebäude gingen, standen da Justizangestellte, die vor diesen angeklagten Verbrechern salutierten, weil sie im Dienstgrad höher standen. Auf der Anklagebank verhielten sie sich fast alle gleich: Ich habe davon nichts gewusst, ich habe nichts gesehen und nichts gehört. Es sei alles die Schuld von Himmler, Hitler und Heydrich gewesen. Sie selbst hätten nichts gemacht.

ZEIT: Wer war in Ihren Augen der Schlimmste unter den Angeklagten?

Kalb: Wilhelm Boger von der Gestapo war sicherlich einer von ihnen. Er hatte in Auschwitz die Boger-Schaukel entwickelt, eine Eisenstange, an der die Häftlinge mit den Kniekehlen aufgehängt wurden, sodass sie kopfüber nach unten hingen. Ihre Arme waren an die Beine gefesselt. Boger schlug dann so heftig auf sie ein, dass sie

anfangen, hin- und herzuschaukeln. Wenn er fertig war, sahen sie nicht mehr aus wie Menschen. Ein anderer war Oswald Kaduk, der im Gerichtssaal, wenn er namentlich genannt wurde, immer aufgesprungen ist wie beim Militär, die Hände an die Hosennaht klatschte und ganz strammstand. Es war im KZ ein hemmungsloser Schläger gewesen, vor allem besoffen. Er hat Kleinkinder an den Beinen gepackt und sie gegen die Mauer geschlagen. Solche Sachen. Nach dem Krieg arbeitete er als Krankenpfleger in West-Berlin. Im Prozess wollte er Entlastungszeugen aufrufen, also Pflegefälle, um die er sich im Krankenhaus gekümmert hat und die bestätigen sollten, was für ein guter, hilfsbereiter Pfleger er sei. Er könne keiner Fliege etwas zuleide tun.

ZEIT: Viele Angeklagte waren zum Zeitpunkt der Verhandlung freie Männer. Sie kamen für den Prozess aus Stuttgart angereist, aus Hamburg und übernachteten teilweise im selben Hotel wie die Überlebenden, sodass sich Täter und Opfer morgens beim Frühstück über den Weg liefen.

Kalb: Zu solchen Begegnungen kam es. Im Gerichtsgebäude gab es ein Lokal, wo ich in der Verhandlungspause immer mit den Zeugen hin bin. Da aßen dann natürlich auch die Angeklagten. Die Tische standen eng zusammen, man saß quasi nebeneinander beim Mittagessen.

ZEIT: Gab es da Kontakt zwischen Opfern und Tätern?

Kalb: Nein, das habe ich nie erlebt.

ZEIT: Obwohl es ein Leichtes gewesen wäre, unter diesen Umständen Rache zu üben.

Kalb: Es war sowieso erstaunlich: Nie hat uns jemand am Eingang kontrolliert, es gab niemanden, der mal geguckt hat, ob da jemand ein Küchenmesser dabei hat. Komisch, oder?

ZEIT: Sprachten die Menschen Ihnen gegenüber von Rachedgedanken?

Kalb: Nein, gar nicht. Sie waren nicht auf Rache aus. Ihnen ging es um etwas anderes: Sie wollten endlich ihre Geschichte erzählen.

ZEIT: Welche Zeugenaussagen sind Ihnen besonders in Erinnerung geblieben?



Kalb: Sehr viele. Ich hörte die Aussage von Jehuda Bacon, den ich ebenfalls betreute. Er ist nach dem Krieg Maler in Israel und Professor an der Kunstschule geworden.

Aussage Jehuda Bacon, 30. 10. 1964, 106. Verhandlungstag: *»Ich war am Anfang im Familienlager BIIb, bis zur Auflösung. Das war im Juli 44. Dann wurde ich mit einer Gruppe von ungefähr 80 Jugendlichen von 12 bis 16 Jahren ausselektiert und in das Männerlager BIIId, Stammlager, geschickt (...). Und dort gehörte ich einem besonderen Kommando zu, und zwar dem Rollwagen. Der Rollwagen war ein Wagen, und anstatt Pferde zogen ihn ungefähr 20 Jugendliche, und mit diesem Wagen fuhren wir in alle Lager und haben verschiedene Sachen aufgeladen oder mitgenommen. Wir waren öfters auch im Krematorium. Eine von den Arbeiten war, dass wir Asche vom Krematorium Nummer III nahmen und sie auf die vereisten Wege damals im Frauenlager BIIc streuten. Oder wir nahmen das Holz vom Krematorium, das normalerweise für die Verbrennung benützt wurde in den Gruben, und brachten dieses Holz in das Lager für die normale Heizung. Wir waren öfters in der ›Sauna‹, und wenn keine Menschen in den Gaskammern waren und wir fertig waren mit unserer Arbeit, erlaubte uns der Kapo, uns in den Gaskammern zu wärmen.«*

ZEIT: Sie waren immer an der Seite der Zeugen, auch kurz vor deren Aussagen. Wie ging es den Leuten in diesem Moment?

Kalb: Bevor sie in den Saal gerufen wurden, wartete ich mit ihnen draußen im Foyer. Die Zeugen durften den Prozess vorher nicht verfolgen, um nicht beeinflusst zu werden. Wir saßen da meist auf einer Holzbank, rauchten und warteten. Manche waren sehr aufgeregt. Andere, wie Filip Müller, waren schon in den Tagen vorher völlig aufgekratzt.

ZEIT: Filip Müller erlangte später eine gewisse Berühmtheit, weil ihn Claude Lanzmann in seinem Film *Shoah* interviewte. Im Prozess wollte er auf Deutsch aussagen, der Sprache der Täter, obwohl er sie nicht perfekt beherrschte. Aber nur so erschien es ihm möglich, authentisch den Horror zu vermitteln, den er erlebt hatte.



Kalb: Ja, er hatte unvorstellbare Dinge gesehen. Er hatte rund 20 Monate lang in den Gaskammern gearbeitet, er musste unzählige Leichen ausziehen und in die Öfen schieben, er musste die Krematorien reinigen.

Aussage Filip Müller, 5. 10. 1964, 97. Verhandlungstag: *»Und es kamen so gegen 300 oder 350 jüdische Kinder, Frauen (...), und die kleinen Kinder, die gehen zu den Eltern, aber sie weinen nicht. Sie weinen nicht. Sie waren wahrscheinlich aus dem Ghetto oder was, und sie weinen nicht, aber so schnappen sie nach Luft. Und so geht es, also diese ersten 300 oder 350. Und dann gehen sie in ein Zimmer, in das Krematorium, vorne rechts in eine kleine Stube. Dort gehen sie nur durch und gleich in die Gaskammer. Die Gaskammer, die war nicht so groß, wie ich dann von Birkenau die Gaskammern schildern werde. Kein Fenster drin, oben nur, unten ein Ventilator und Licht. Sie kommen herein. Nachher sperren sie die Tür zu. (...) Und sie schreien, die Menschen. Man hört die Kinder, und alles zusammen schreit. Sie schlagen an die Tür. Wie aus der Ferne ist das zu hören. Zu hören, wie sie an die Tür schlagen. Dann langsam, wieder Schlagen und nicht mehr, langsamer, langsamer, langsamer. Noch ein Husten. Und so geht es.«*

Kalb: Mit Filip Müller hatte ich einen sehr guten Kontakt, wir haben viel miteinander unternommen. Er hat mir viel erzählt von dem, was er in Auschwitz tun musste. Es war bei ihm immer mit großem Zweifel belegt, weil es bekannt war, dass die Häftlinge, die die Krematoriumsarbeit verrichten mussten, nach einigen Monaten hingerichtet wurden, weil sie zu viel gesehen hatten. Filip Müller war dem entgangen, indem er, so erzählte er es mir, einen Wachmann bestochen hatte. Dass er überlebt hatte, machte ihm zeitlebens schwer zu schaffen.

ZEIT: Sind Sie mit vielen Zeugen nach dem Prozess in Kontakt geblieben?

Kalb: Selbstverständlich. Der Stachek Kamiński wohnte sogar eine Zeit lang bei mir und meiner inzwischen verstorbenen Frau. Als er in Frankfurt heiratete, waren wir seine Trauzeugen. Mit der Sarah Nebel schrieb ich noch jahrelang Briefe. Sie brachte mir viele jüdische Witze bei.

ZEIT: Erinnern Sie sich noch an einen?



Kalb: Ein Ehepaar liegt abends im Bett. Der Mann wälzt sich ständig hin und her, dreht sich um, vor, zurück. Die Frau wird davon wach und fragt: »Was ist denn los, verdammt noch mal?« Der Mann antwortet: »Ach, ich habe Schulden beim Herrn Soundso und kann sie nicht zurückzahlen. Das lässt mich einfach nicht schlafen.« Da ruft die Frau mitten in der Nacht den Gläubiger an. Sie sagt ihm, dass ihr Mann seine Schulden nicht zurückzahlen könne. Dann legt sie den Hörer auf und sagt zu ihrem Gatten: »So, jetzt kannst du schlafen. Denn jetzt kann er nicht mehr schlafen!«

ZEIT: Sie haben auch mit dem Philosophen Max Horkheimer korrespondiert. Hier steht ein ganzer Ordner voller Briefe von ihm. Ging es da um den Prozess?

Kalb: Immer wenn er nach Frankfurt kam, habe ich ihn abgeholt und ihn ins Interconti gefahren. Das war sein Hotel. Danach sind wir was essen gegangen. Ich erinnere mich, wie er einmal nach dem Essen den Kellner heranzuft und ein Eis bestellt. Er erklärt ihm genau, wie das Eis zu sein hat, erst die eine Sorte, dann die andere, und welches Obst noch reinkommt. Als der Kellner wiederkommt, stellt er dem Horkheimer den Eisbecher hin. Der sagt: »Das ist nicht für mich, das ist für den jungen Mann.« Und schiebt es mir rüber. Der hat sich überhaupt nicht darum gekümmert, ob ich das essen will. Er lehnte sich zurück und sah mir zu, wie ich das Eis aß. Wie ein zufriedener Großvater.

ZEIT: Interessierte sich Horkheimer für den Prozess?

Kalb: Ja, sehr. Ich wollte deshalb auch bei ihm promovieren.

ZEIT: Zu welchem Thema?

Kalb: Widerstand in Auschwitz. Den gab es ja. Es hat Aufstände gegeben, es hat Hunderte Fluchtversuche gegeben. Ich habe viele Monate in Auschwitz verbracht und recherchiert. Untergebracht war ich übrigens bei zwei Zeugen, die ich während des Prozesses betreut hatte.

ZEIT: Bei wem?

Kalb: Ein Ehepaar, Józef und Danuta Mikusz. Die beiden hatten sich in Auschwitz kennengelernt. Sie waren in zwei Blöcken interniert, die nebeneinanderlagen. Am Zaun fing ihre Bekanntschaft an. Als sie im Januar 1945



befreit wurden, gingen sie raus und heirateten. Sie fanden ein Haus nur 20 Kilometer von Auschwitz entfernt und ließen sich dort nieder.

ZEIT: In Auschwitz haben rund 8.000 SS-Männer und 200 Frauen die industrielle Tötung am Laufen gehalten. Am Ende saßen 20 Männer auf der Anklagebank. Im August 1965 endete der Prozess. Sechs Angeklagte bekamen lebenslang, zehn Angeklagte Haftstrafen zwischen drei und 14 Jahren. Einer erhielt eine Jugendstrafe von zehn Jahren, weil er noch ein Schüler war, als er als SS-Unterführer nach Auschwitz versetzt worden war. Drei Männer wurden aus Mangel an Beweisen freigesprochen. Was dachten Sie, als Sie das Urteil hörten?

Kalb: Ich wurde nach der Verkündung von der ARD interviewt. Ich sagte, dass ich das Urteil zu niedrig finde, aber nun zumindest niemand mehr behaupten könne, Auschwitz sei eine Lüge gewesen. Damals hatte ich eigentlich eine positive Meinung über den Vorsitzenden Richter Hans Hofmeyer. Er hatte bei der Urteilsverkündung auch ein Tränchen verdrückt, das habe ich gesehen. Vor einigen Jahren aber musste ich meine Meinung korrigieren.

ZEIT: Warum?

Kalb: Ein Jurist kontaktierte mich, er recherchierte damals gerade für seine Promotion über Sterilisationsverfahren in der NS-Zeit. Im Zuge dessen war er auf die Unterschrift eines gewissen Hofmeyer gestoßen, der als Mitglied des Erbgesundheitsgerichts mitentschieden hatte, Menschen zu sterilisieren, deren Erbgut man ausmerzen wollte. Ich hatte noch Unterlagen, auf denen die Unterschrift Hofmeyers war. Der Jurist kam auf mich zu, um die Unterschriften abzugleichen. Er schickte mir Kopien seiner Dokumente, ich legte sie neben meine, und es war sofort klar: Das ist die gleiche Unterschrift.

Wenn man darüber nachdenkt – da läuft es einem kalt über den Rücken.

ZEIT: Die jüdische Journalistin Inge Deutschkron berichtete zwei Jahre lang vom Prozess. Am Ende schrieb sie: »Keiner von uns Journalisten, der über einen längeren Zeitraum hinweg im Gerichtssaal von Frankfurt zugegen war, dürfte am Ende des Prozesses der gleiche Mensch geblieben (...) sein.« Wie hat Sie der Prozess verändert?



Kalb: Er hat etwas in mir verändert, und zwar grundlegend. Mir sind Selbstbeschreibungen unangenehm. Aber ich glaube, das Hauptmotiv meines ganzen späteren Handelns lag in dem, was ich während des Prozesses erlebt hatte. Ich habe mich dafür engagiert, dass sicherlich 40 Stolpersteine in meiner Heimatstadt Bensheim verlegt wurden, ich habe mich für das örtliche Denkmal der von den Nazis abgerissenen Synagoge eingesetzt. Es hat mich nie losgelassen.

ZEIT: Was bedeutete der Prozess für die Zeugen?

Kalb: Viele Zeugen hatten vor dem Prozess noch nie über das, was sie in Auschwitz erlebt hatten, gesprochen. Sie trugen ihre Erinnerungen mit sich herum, sie waren allein. In Frankfurt wurden sie endlich gehört, endlich konnten sie Zeugnis ablegen. Selbst einer wie der Stachek Kamiński ist im Saal nicht zusammengebrochen. Er sagte später: Nach meiner Aussage habe ich mich freier gefühlt als die Angeklagten. Ich bin von meinem Stuhl aufgestanden und konnte den Gerichtssaal wieder verlassen. Und draußen im Foyer wartete schon mein Freund Peter auf mich, und wir sind zusammen essen gegangen.